

Kp

Jahrgang 25

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Das letzte Mittel.	1
Der nationale Gedanke. Von Richard Witting	11
Wobianer. Von Robert Ehrenstein	20
Der Geist und das Ziel. Von Willi Handl	29

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1917.

ein (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband
Abonnementspreis und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 bezogen, Deutschland alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
 Bestellungen nehmen **ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

VERLAG DER

Alleinige Anzeigen-Annahme
 der Weichenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirestein,
 Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
 Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

WEIN-STUBEN-HUTH

BERLIN W

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Weinstuben

Mitscher

Mittagessen 12—5 Uhr

Abendessen 5—10 $\frac{1}{2}$ „

Französische Strasse 18

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
 Sie fachmännisch

das **Steuerkontor** G. m. b. H.
 Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 86
 Tel.: Amt Lützow 7365
 Prospekt „D“ frei.

Die Weltsprache. Ein Ruf
 an die
 Gesamtmenschheit. Preis 80 Pf.
E. Piersons Verlag in Dresden.

Die konträre Sexualempfindung

von Dr. med. Magnus Hirschfeld.
 1100 S. Preis geb. M. 12.—, geb. M. 14.—.
 Dieses Buch ist das einzige und erschöpfendste Spezialwerk über die Homosexualität des Mannes u. des Weibes. Namentlich ist es das erstmalige, daß die homosexuelle Frau in allen Eigenarten ihres Lebens und Wesens in so eingehender Weise geschildert wird. Zu beziehen vom Verlag **Louis Marcus**, Berlin - W 15, Fasanenstraße 63a.

Kunstsalon Gustav Seelig

Friedrichstrasse 192-193
 — Nahe Leipziger Strasse —

Permanente Ausstellung von
**ORIGINAL-GEMÄLDEN
 MODERNER KÜNSTLER**

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Achthundneunzigster Band.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

1917.



4039

Inhalt.

<p>Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland f. Was sie sagen.</p>	
<p>Abdon f. Khalifat.</p>	
<p>Amerika f. Was sie sagen f. a. Wilsons Weltordnung.</p>	
<p>Annektionen f. Wilsons Weltordnung.</p>	
<p>Auf der Insel</p>	141
<p>Bagdad f. Khalifat.</p>	
<p>Balfour über den Frieden f. Was sie sagen.</p>	
<p>Balkanstaaten f. Rußland spricht für sich.</p>	
<p>Beaumarchais f. Tragikomoedie f. a. Wie eine Welt stirbt.</p>	
<p>Brief, ein</p>	303
<p>Civildienstpflicht f. Mahnung.</p>	
<p>Civildienstpflicht und Irrenhaus</p>	161
<p>Danton f. Wie eine Welt stirbt III.</p>	
<p>„Dantons Tod“ f. Wie eine Welt stirbt II.</p>	
<p>Dumarede des Abgeordneten</p>	
<p>Miljukow f. Rußland spricht für sich.</p>	
<p>Erkenntnißkritischer Realismus</p>	103
<p>Feindliche Stimmen über Wilsons Weltordnung f. Was sie sagen,</p>	
<p>Figaros Hochzeit f. Tragikomoedie.</p>	
<p>Friedensangebot f. Nach den Notizen.</p>	
<p>Friedensangebot, das, und die Feinde f. Mittel, das lehte.</p>	
<p>Friedrich der Große f. Auf der Insel f. a. Wie eine Welt stirbt.</p>	
<p>Gedanke, der nationale</p>	11
<p>Gedankenfreiheit f. Khalifat.</p>	
<p>Geist, der, und das Ziel</p>	23
<p>Geschlechtlichkeit f. Wesen.</p>	
<p>Gesellschaft und Volk f. Rußland spricht für sich.</p>	
<p>Gepräch der Mütter</p>	288
<p>Goethe f. Tragikomoedie.</p>	
<p>Gottesauge, das</p>	107
<p>Hassenreuter, Harro, f. Tragikomoedie.</p>	
<p>Hauptmann, Gerhart, f. Tragikomoedie.</p>	
<p>Japans Mitwirkung am Krieg f. Was sie sagen.</p>	
<p>Khalifat</p>	277
<p>Konstantinopel f. Rußland spricht für sich.</p>	
<p>Krieg, der siebenjährige, f. Nach den Notizen.</p>	
<p>Louis der sechzehnte f. Wie eine Welt stirbt III.</p>	
<p>Mahnung, eine</p>	223
<p>Miljukow f. Rußland spricht für sich.</p>	

Mittel, das letzte	1	Stürmer f. Rußland spricht für sich.
Mütter f. Gespräch.		
Nach den Noten	57	Theater f. Auf der Insel f. a. Tragikomoedie f. a. Wie eine Welt stirbt II. Tragikomoedie 113
Nationale Gedanke, der	11	Türkei, die f. Rußland spricht für sich.
Nikolai Alexandrowitsch f. Zwischen zwei Zaren.		Uneheliche Geburten f. Brief 308
Panlawismus f. Rußland spricht für sich.		Unterseekrieg, unbeschränkter f. Was sie sagen.
Phase, die dritte, des Zionismus	72	Vertrag, der englisch-preussische von Westminster f. Nach den Noten.
Rasputin f. Rußland spricht für sich.		Voltaire f. Wie eine Welt stirbt.
Ratten, die f. Tragikomoedie.		Waffenlieferung, amerikanische f. Wilsons Weltordnung.
Realismus f. Erkenntnißkritischer.		Was sie sagen 169
Republik Rußland	335	Weltbund f. Wilsons Weltordnung.
Revolution, die französische f. Wie eine Welt stirbt.		Weltordnung f. Wilson.
Revolution, die russische f. Zwischen zwei Zaren.		Wesen der Geschlechtlichkeit . . 221
Robespierre f. Wie eine Welt stirbt III.		Wie eine Welt stirbt 197
Rousseau f. Wie eine Welt stirbt II.		„ II. 225
Rußland f. Zwischen zwei Zaren f. a. Republik.		„ III. 249
Rußland spricht für sich	29	Wilsons Rede über den Frieden f. Was sie sagen.
Sakuska f. Rußland spricht für sich.		Wilsons Weltordnung 86
Schüler f. Wie eine Welt stirbt III.		Wodianer 29
Selbstanzeigen 159. 297		Zar Nikolai Alexandrowitsch f. Zwischen zwei Zaren.
1785 f. Tragikomoedie.		Zionismus f. Phase.
Soldaten f. Auf der Insel.		Zwischen zwei Zaren 365



Berlin, den 6. Januar 1917.

Das letzte Mittel.

Du die wilde Begierden in den Käfig, laß Einbildung nicht aufwuchern, Leidenschaft niemals über den Rand des Geistesgefäßes wallen! Der Vernunft gebührt, als der Königin, die Herrschaft über Dein ganzes Wesen. Wird es geschmäht, vom Haß verschrien, so betrachte die Seelen der Hasser, verseehe Dich in ihr innerstes Gehäus: und Du wirst erkennen, daß der verdammende Spruch solcher Menschen Dich nicht aus der Ruhe zu scheuchen braucht. Auch ihnen aber schuldest Du Wohlwollen; denn von Natur sind sie Dir nah befreundet und auch zu ihrem Thun haben Götter mitgewirkt. * Die Lehre kommt von dem edlen Denker Marcus Aurelius, der, im zweiten Christenjahrhundert, nach Antoninus Pius Roms Imperator war. Auf so ferne Inseln muß aus der Sintfluth und Blutschande unserer Zeit die Seele fliehen, um frei zu athmen und ermessen zu können, wie herrlich weit wirs in siebenzehn Jahrhunderten europäischen Christenthumes gebracht haben. Den friedselig schlappen Kerlen, die der Hinterfrontheld heute grimmig haßt, ist Marc Aurel nicht einzureihen; in Armenien und Germanien hat er, gegen Skythen und Sarmaten, Markmannen und Quaden, gekämpft. Dennoch ist er, der von Jesus nicht mehr wußte als der neue Pharao von Joseph, stets, bis in Schlachtgetümmel, ein dem Willen zu ernster Gerechtigkeit treuer Mensch geblieben. „Cassius, mein Feldherr, hat mich verrathen?“

Ich habe mein Leben nicht so geführt, daß ich fürchten muß, von einem Cassius überwunden zu werden. Würde aber nicht dem ganzen Anhang des Hochverräthers das Leben geschenkt, so müßte ich mir den Tod wünschen. Höheren Sold fordert Ihr? Fordert ihn, Soldaten, von Eurer Verwandtschaft! Die Verantwortung, ihr Schweiß und Blut zu erpressen, könnte ich nicht vor den Stuhl des Richters der Fürsten tragen. Nur die ganz vom Streben nach Gerechtigkeit erfüllte Seele vermag die andere, die ihr Unrecht zu thun scheint, zu ergründen und sich das Bewußtsein zu wahren, daß auch der Feind ihr verwandt ist.* Der aus solchem Klima Heimkehrende zürnt den zehn Regierungen nicht, die den deutschen Vorschlag, über die Möglichkeit nahen Friedensschlusses zu sprechen, schroff abgelehnt haben. Im Bann frommen Schauders liest er ihre Antwort; und fern bleibt seinem Gemüth der Wunsch, rauhes mit rauherem Scheltwort zu vergelten. Ist diese (keinem Schriftstück der Staatengeschichte vergleichbare) Antwort Rednerlei, dann mag morgen sie irgendein Nachtrag durchbroschen. Ist sie nicht nur Oratorium, ist sie Ausdruck des festen Willens, den Einsturz des Staatsgebäudes jeder glimpflichen Verständigung vorzuziehen, dann müssen wir zu erforschen trachten, in welchem Gefühlsbezirk der Entschluß wuchs, aus Noth den steilen Weg in Tragoedie zu beschreiten. Der Rückblick auf das Jahr 1916 hilft dem Auge nicht in Klarheit. Im vorigen Januar glaubten die Deutschen, Rußland sei lahm, Riga, Petrograd, Moskau selbst leicht zu erobern, Verdun gegen wuchtigen Kraustaufwand nicht zu halten, die Saloniki-Armee dem Schicksal der von Gallipoli vertriebenen geweiht. Unsere Vorstöße im Artois und in der Champagne waren zerplittert und viel langsamer, als wir gehofft hatten, schaarten Englands neue Truppen sich in der Picardie. Wann darf ihre Leistung, ihre Geschützmenge sich mit der deutschen messen? Bangniß umschlich die Frage. Im Januar fiel Erserum; und die Russen marschirten nach Trapezunt. General Brussilow erobert die Bukowina, bringt bis in die Karpathen vor und schickt Hunderttausende in Gefangenschaft. Sein Massenturm erzwingt den Stillstand der austro-ungarischen Offensive gegen Italien, das Goerz besetzt und Triest bedroht. General Nivelle (der im September 1914, an der Marne, nach ein Artillerieregiment führte und nun von Joffre den Oberbefehl geerbt hat) leitet auf den Maashöhen

den Kampf mit so kluger Kühnheit, daß wir, trotz ungeheurer Anstrengung der Deutschen, alle Außenforts von Verdun zurückerobern. An der Somme gelingt zwar nicht breiter Durchbruch, aber empfindliche Schwächung des Feindes, der aus starken Stellungen weichen muß. Wo sind die Siege, die er verheißten hatte? Nur in der Walachei fand er sie; sonst nirgends. Um als Sieger gelten und die Bedingungen des Friedens vorschreiben zu können, mußte er nicht Belgien, Montenegro, Rumänien, Serbien schlagen, sondern England, Frankreich, Italien, Rußland. In neunundzwanzig Monaten hat er es nicht vermocht. Auch nicht, einß der kleinen Heere zu vernichten. Die Belgier fechten in Flandern, die Rumänen sind, hinter dem Sereth, den Russen eingereicht und die Serben haben, als ein Theil der Armee Sarrail, Florina, Monastir, zwölfhundert Quadratkilometer makedonischer Erde besetzt. Wir dürfen sagen, daß 1916 uns günstiger war als 1915. Das britische Millionenheer ist fertig und hat sich bewährt. Was die Industrie der Westmächte jetzt liefert, überragt, Waffen, Munition, Kriegsgeräth, das zuvor Geleisiete wie der Montblanc den Montmartre. Den Russen sichert die neue Bahn Kola-Petrograd auch in härtester Winterszeit die Waffenzufuhr aus Japan, Australien, Kanada, den Vereinigten Staaten. Wir haben achthundert Millionen Menschen und offene Meere; und den hundertfünfzig Millionen, die gegen uns sind, muß die Seesperre, der Mangel an Nahrungsmitteln und anderem Rohstoff, unter jedem Mond fühlbarer werden. So ist im Kopf unserer Feinde das Bild des Jahres, das ging. Doch wagen ihre größten Mäuler sich nur bis in die Behauptung, die Bilanz sei leidlich; Deutschlands Vorsprung leugnen die Feinde nicht mehr. Wie ist zu erklären, daß sie, ohne Furcht vor der Zerrüttung ihrer Staatswirthschaft, das Gespräch über den Frieden wolgern, den das Deutsche Reich heute gewähren könnte?

„Von Frieden darf jetzt nicht die Rede sein. Sie, Herr, glauben, der Bauer vorn und die Weiber hinten seien dafür? Das erzählt Ihnen wohl, wer keine Kinder hat. Ich habe einen Bruder, der Fünfundzwanzig war, verloren und mein Mann ist am ersten Mobilmachungstag ausgerückt. Er ist an der Front, an der richtigen, wo gekämpft wird; und seit er ging, werden wir weder recht warm noch recht satt. Im Frieden flöße uns endlich wieder Geld zu. Trotzdem wollen wir ihn nicht. Arbeiter sind wir und ha-

ben Kinder. Jetzt Friede? Dann müßten, sicher, in zehn oder fünfzehn Jahren die Kinder ins Feld. Mein Mann hat vom Krieg die Nase voll, wird sich aber schlagen, bis Deutschland was Ordentliches abgekriegt hat und einen Frieden schließen muß, der uns die Sorge um die Jungen abnimmt. Und so denkt nicht nur mein Mann: bei Allen, sagt er, ist die selbe Geschichte. Manchmal knurren sie und sind brummig; wer aber glaubt, daß wir deshalb nach Frieden schreien, ist schief gewickelt. Als in den Zeitungen stand, man rede von Frieden, sagte meine Nachbarin, die drei Kinder hat, es höre sich an, als ob die Boches auf uns pfliffen. Und je mehr davon geredet wird, desto blödsinniger klingt's. Daß Leute, die was gelernt haben, Leute wie Herr Sembat und Herr Albert Thomas es ernst nehmen! Die haben gewiß keine Kinder oder machen sich nichts aus ihnen; sonst könnten sie ja nicht wünschen, daß sie selbst in Ruhe kommen und ihre Jungen eines Tages ins Feld müssen. Seien Sie nur unbesorgt! Die Haarigen, die Kinder haben, und die Frauen, die sich abschinden, um den Vater zu ersetzen, halten so lange aus, wie es sein muß, noch ein Jahr, noch zwei Jahre: damit die Kleinen, wenn sie groß sind, Das nicht erleben." Diesen Brief fand ich im Weihnachtblatt der Zeitung „La Victoire“. Hat Herr Hervé ihn, wie er angiebt, von einer Arbeiterin empfangen oder selbst, sammt den Schreibfehlern, die Echtheit bezeugen sollen, verfaßt? Einerlei: mir scheint, daß dieser Brief die Stimmung der feindlichen Völker richtig darstellt. Der einfache Mann, den Trieb oder Drill in den Gedankengang des Sozialismus eingewöhnt hat, sieht nicht, um Unrecht zu sühnen (das er nicht nur im Ausland, sondern dahelme, in dichtem Geschwader, zu sehen wähnt), nicht für die Freiheit der Kleinstaaten noch für den Grundsatz völkischer Selbständigkeit; Elsaß-Lothringen und Polen, Kurland und Bialand, Trient und Triest, Belgrad und Brity sind ihm Namen, die Wörter sanction und réparation Schall und Rauch. Er will das Ende des Schreckens, der ihn allzu lange schon ängstet und quält; und die Hoffnung, dieses Ende jetzt zu erwirken, stählt den Müden in neue Widerstandskraft. Er glaubt nicht alles Gedruckte; schwört aber, wie der Frömmste auf Evangelium, auf die Mißkunde von deutscher Eroberergier. (Staunet Ihr? Alltäglich wird ihm ja berichtet, was unsere Amokläufer fordern, für Deutschland „haben müssen“.) Er traut uns nicht über den Weg.

„Wir, les alliés, strecken die Hand nicht nach neuem Land; wollen nur, daß der Feind zurückgehe, war er uns seit 1871 nah, und daß jedes civilisirte Volk fortan leben könne, wie ihm beliebt. England will für sich nichts, Frankreich seine alten Provinzen, Rußland das mit dem Türkenislam unverträgliche Armenien, Habsburgs Ruthenenbezirke und einen Zugang ins Mittelmeer, Italien das welsche Tirol und den Haupttheil der anderen Adriaflüste. Dieser Bescheidenheit vergleicht, was unsere Feinde, les impériaux, fordern. Belgien nebst dem Kongo, Nordfrankreich nebst dem Erzbecken, Belfort, die Scheldemündung, das ganze Grenzland des Russenreiches, Venetien, Montenegro, Albanien, Serbien, Makedonien, die Dobrudscha, Egypten, Marokko, weiß der Satan, was noch! Sogar den Kirchenstaat möchten sie wiederherstellen, die schwarze gelbe Fahne an den Po pflanzen, die Briten aus Gibraltar jagen und zwischen Brest und Bagdad allmächtig herrschen. Wenn die nach Beute gierigen Reiche von Frieden sprechen, thun sie, weil ihre Kraft morsch geworden ist und sie vor neuem Feldzug ausruhen müssen. Sie heucheln Sehnsucht nach Frieden und Menschlichkeit; würden aber am Tag des Friedensschlusses die Rüstung zum nächsten Krieg beginnen. Das können wir, deren Bund nicht so haltbar wie ein von Raubsucht geknüpfter ist, nicht abwarten. Wollt Ihr, daß Eure Kinder, unter ungünstigeren Bedingungen, den Kampf ausfechten, dann laffet Euch von dem Totfeind in Verzicht und Vertrag schwagen. Wer's nicht will, überwindet die Muthheit und bleibt aufrecht, bis Sieg oder Tod ihn mit Lorber kränzt.* Solche Mahnung leuchtet ins engste Hirn. Der Bauer, Handwerker, Arbeiter ist überzeugt, daß die Deutschen wieder anfangen würden, wenn sie mit heller Haut aus der Klemme kämen, und schämt sich, Last, die ihn schwer dünkt, auf die Hausbrut abzuladen. Lieber schreckliches Ende als endlosen Schrecken.

Mit der stumpfen Haxe des Wortes ist Glaube, Aberglaube nicht auszuläten. Dem Schwarm der Briten, Franzosen, Italer müßte bewiesen werden, daß Deutschland Friedenssicherung, erträgliche Begrenzung der Streitkräfte in Heer und Flotte will: dann würde, in Ländern des Parlamentarismus und der Demokratie, die Masse den Anfang des Gespräches erzwingen, der gestern, mit ihrem Willen, geweigert wurde. „Keins der vierzehn in Kampf gerissenen Reiche braucht, was einem anderen unentbehrlich, nur

unverschmerzbar ist. Des Krieges größter Gegenstand, der einzig noch große, ist die Organisation des Friedens, der Wille zu vernunftvollwürdiger Wehrmachtbegrenzung, der Ersatz rostigen Gewaltsystems durch die Pfeiler und himmelanragenden Wölbungen blanken Rechtes. Wird die Aussicht frei, dann muß selbst Englands neuer Herr sich in den Gesprächsvorschlag des Vierbundes bequemen. Schroffe, ergänzender Auskunft vorgehende Absage wäre unfühbares Verbrechen.“ Das habe ich vor drei Wochen gesagt. Die Proklamation des grenzenlosen, hauptlosen Königreiches Polen, die gerade damals seltsam grelle Bestrahlung deutscher Siegeskränze, die Verschickung belgischer Arbeiter könnte der Anwalt des Gegners als mildernde Umstände anführen? Weitstichtige Politik hätte der Botschaft anderen Vortrag und anderen Trost gefesselt. Darüber heute zu hadern, ist unnützlich. Wichtig nur die Frage, was jetzt noch gethan werden kann. Nichts, heult der Zorn; „wir waren schon allzu versöhnlich und ernten von dem mit Sanftmuth besäten Acker nur Hohn.“ Diese Warnung mag ein trunkenes Gewissen einschläfern. Der erste Blick der Frühlingssonne soll ein Schlachten sehen, das allen Graus der Somme und Maas dem Gedächtniß als Scharmützel zeigt; Feuerfchlundwälder, die Granatengebirg spielen. Das hat der Feind angefündet; und aus dem Munde des deutschen Oberbefehlshabers die Antwort erhalten: Wir werden bereit sein. In Süd- oder Nordost wird der Lenz nicht viel behaglicher werden, Europa wieder mindestens eine Million Männer verlieren und die Entscheidung dennoch vielleicht eben so fern bleiben, wie sie nach Tannenberg, Gorlice und allen Blutbädern im Westen war. Dieses sinnlos Entseßliche stumm abzuwarten und den Geist, der es aufhalten könnte, zu knebeln, bezieht Ehre? Befiehlt ein Schemen, der nicht einmal zur Spahenscheuche taugt. Ehre, die nicht als zerbeulter Wappenschild den Leichenzug weißer Menschheit zieren will, verpflichtet in kühneres Wagniß; auch in das niemals schimmernde und selten deshalb nach Gebühr belohnte, unzulänglichen Versuch mit feinerem Werkzeug zu wiederholen. Erlangbarer Friede darf nicht um eines Sonnenlaufes Dauer verzaudert werden.

Daß jeder Friedensschluß Wunschblüthen knickt und Hoffnung, deren Lippe schon jauchzen wollte, enttäuscht, lehrt alte und, zwischen Hubertusburg und Portsmouth, neue Geschichte. Für diese Lehre zeugen zwei in Wesensart und Erlebniß durchaus ver-

scheidene Minister Preußens. Aus Chatillon, wo er, im Kreis der Verbündeten, mit Frankreich verhandelte, schrieb Wilhelm von Humboldt an seine Li: „Welchen Frieden man auch machen möge, den eigentlich Gutgesinnten, darüber darf Niemand sich täuschen, wird es immer sein, als wenn nach einem glänzenden Feuerwerk nun so nach und nach die Lampen verlöschen. Der Friede, den die Anstrengungen einer so großen Zahl edler und trefflicher Menschen verdienten, kann unter keinen gegebenen Umständen zu Stand kommen. Vaterlandliebe und Heldenmuth sind idealische und ganz unbegrenzte Gefühle; und jede menschliche, wirkliche und gar politische Uebereinkunft ist von allen Seiten bedingt und begrenzt. Darum ist auch das Friedensmachen eins der undankbarsten Geschäfte, dem man sich nur aus einer Art Aufopferung unterziehen kann, so sehr jeder Vernünftige den Frieden wünscht und wünschen muß. Hier kommt der wahre Widerstreit des an sich Wünschenswürdigen und des unter den gegebenen Umständen Erreichbaren zur Sprache; und dem Vorwurf, unter dem Erreichbaren geblieben zu sein, entgeht man nie.“ Der Seufzer kommt aus dem Februar 1814. In dem selben Monat und aus dem selben Land schreibt, siebenundfünfzig Jahre später, Bismarck an seine Johanna: „Ich habe Deine tägliche Treue im Schreiben schlecht vergolten und jedesmal, wenn mir Engel Deinen Brief ans Bett brachte, Reue und gute Vorsätze gehegt; aber es ging einen Tag wie den anderen, täglich sechs, auch sieben Stunden Thiers und Favre. Und mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und lebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschäum quillt aus ihm unaufhaltsam, wie aus einer geöffneten Flasche, und ermüdet die Geduld, weil er hindert, zu dem trinkbaren Stoff zu gelangen, auf den es ankommt. Gestern haben wir endlich unterzeichnet; mehr erreicht, als ich für meine persönliche politische Berechnung nützlich halte. Aber ich muß nach oben und nach unten Stimmungen berücksichtigen, die eben nicht rechnen. Wir nehmen Elsaß und Deutsch-Lothringen, dazu auch Metz mit sehr unverdaulichen Elementen, und dreizehnhundert Millionen Thaler.“ Noch ist er (der zuvor, „als Accoucheur der Kaisergeburt, mehrmals das dringende Bedürfnis hatte, eine Bombe zu sein und zu plagen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre“) im Bewußtsein des Erstrittenen ziemlich zufrieden. Bald aber „zupft ihn Alles am Rockschöß und

plagt mit Fragen, die Niemand beantworten kann“. Warum nicht mehr Lothringerland? Belfort mußten wir haben! Ganz so arg wie nach Nikolsburg und Prag wurde es nicht. Aber die Friedensstiftung war ihm für immer vergällt. Auch Gortschakow, Schuwalow, Witte, Italer, Türken, Bulgaren, Japaner konnten ein leibiges Lied davon singen. Und die Kriege, auf deren Gräber sie Papierschollen warfen, dünken uns heute Balgerei. Zureichende Entschädigung ist längst nicht mehr möglich. Keiner hofft noch darauf. Jeder Monat weitet die Kluft zwischen der Opferleistung und dem Ertrag, den Glückszufall bescheren könnte. Das Grausen vor dem Krieg wird durch die Furcht vor dem Frieden gemindert. Auf den Höhen. Auch im Sinnen und Wollen der Völker?

Denen dämmert aus Sturm und Regen düster die Ahnung, daß Sieg wieder Krieg gebären müßte und daß, ehe Entscheidung sieg erstritten wäre, die Noth, die gestern über eine Kämpfergruppe hinausgriff, den Erdtheil umkrallt und ausgehöhrt hätte. Nationen (das Balkandickicht lehrte es) sind nicht zu zerstampfen; als Leichen eingescharfte steigen aus der Gruft und rüsten sich zu neuem Kampf um den Athemraum. Würden die Wünsche unserer hitzigsten, dem Staatsmannsgeist fernsten Patrioten erfüllt, dann wäre der Bund unserer Feinde unlöslich, weil Verlustgemeinschaft ihn als Eisengurt schnürte, und den Kindern, den Enkeln der Deutschen von heute keine Ruhestunde gegönnt. Gelänge die Zerstückung des Deutschen Reiches: noch am Tag so schmähligen Friedensschlusses sähe der Feind aus jedem Auge das Gelöbniß blitzen, alle Volkskräfte zur Rückeroberung des Verlorenen anzuspannen. In beiden Fällen wäre Europa arm und wüßt. Den meisten Völkern fehlt Düngstoff, allen die Arbeiterschaft, die sich tummeln müßte, um den fünfzig Millionen Menschen, die kämpfen oder Kampfgeräth bereiten, Brot, Fleisch, Fett zu liefern. Die Zahl der Handelsschiffe schrumpft täglich; jede Eisenbahn wird überlastet, abgenützt, oft der Privatwirtschaft entzogen. Fünf Milliarden Mark, eine in Versailles kaum vorstellbare Summe, decken heute knapp den deutschen Aufwand für fünfzig Kriegstage. Wer zweifelt, daß die Völker den Frieden ersehnen und sich bescheiden in jeden fügen, an dessen Dauerbarkeit sie glauben dürfen? Ihn den feindlichen Regierungen noch einmal anzubieten, wäre unwürdige, unerspriehliche Thorheit. Aber Präsident Wilson hat in der Note vom einundzwanzigsten Dezember gesagt, die Friedenssicherung sei das Ziel der Ver-

einigten Staaten. Auch unseres, wurde aus Berlin geantwortet; doch wir stimmen mit dem Herrn Präsidenten in der Meinung überein, daß dieses große Werk erst nach dem Abschluß des jetzt wüthenden Krieges beginnen kann. Ganz deutlich war die Meinung in Wilsons Note nicht ausgesprochen; und ich glaube nicht, daß er auf die Zeitfolge Gewicht legt. „Das Volk und die Regierung der Vereinigten Staaten haben an künftiger Sicherung des Weltfriedens ein eben so dringendes und unmittelbares Interesse wie die Regierungen der im Krieg stehenden Völker. Vielleicht könnte ein Meinungsaußtausch den Weg in eine Konferenz ebnen und dauernde Eintracht der Nationen schon in naher Zukunft ermöglicht werden.“ Diesen Sätzen ist die Absage unserer Feinde gefolgt. Darf deshalb der Weg, der an das „höchste Ziel“ führen soll, nicht beschränkt werden? Der Pedant schüttelt den Kahlkopf. „Wie der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika aus der am ersten Januar hier überreichten Note erfahren hat, lehnen die wider uns verbündeten Regierungen den Vorschlag unmittelbaren Gedankenaustausches ab. Die Kaiserliche Regierung kann weder daran denken, durch Worte die Wandlung dieses Beschlusses zu erstreben, noch den Ehrgeiz hegen, die Unwahrhaftigkeit der ihr vorgehaltenen Sündenliste zu erweisen. Die Vorbedingung solchen Verfahrens, öffentlicher Anklage, Beweisaufnahme, Vertheidigung, wäre der internationale Gerichtshof, der, nach der rühmlichen Anregung des Herrn Präsidenten, den civilisirten Völkern die Wohlthat des Friedens wahren und willkürlichen Friedensbruch sühnen soll. Daß eine Partei, eine von zwei wider einander kämpfenden Mächtegruppen mitten im Krieg nach den Aemtern des Anklägers und des Richters langt, ist Rechtsanmaßung, die in dunkle Vergangenheit, nicht in helle Zukunft weist und die von der angeschuldigten Partei nicht Begünstigung erwarten darf. Nirgends aber steht die Kaiserliche Regierung eine Schranke, die sie hindern könnte, schon morgen an der wichtigsten internationalen Aufgabe mitzuarbeiten. Sie ist überzeugt, daß die allgemeine Wirthschaftschwächung und Finanznoth, die eine Folge des ungeheuren Kampfes, wann und wie er auch ende, sein muß, in Minderung der Streitkräfteziffern und Wehrmittel zu Land und zu See nöthigen wird. Solche Begrenzung ist ohne festes, dem Bedürfnis angepaßtes Abkommen der nicht neutralisirten Staaten unmöglich. Wir hatten gehofft, zuerst den zerrüttenden Streit enden und danach in

die nicht mehr gefährdete Erde den Grundstein zum Bau der Zukunft legen zu können. Da diese Hoffnung gewelt ist, sind wir, mit eben so gutem Willen, zu anderer Reihenfolge bereit. Ohne Vorbehalt bereit, in Gemeinschaft mit allen Mächten zu prüfen, welche Organisation und welches Werkzeug den Frieden sichern, die Rüstungslast erleichtern, Kleinstaaten und schwache Völker vor Bündelei, Drohung und Gewaltthat schirmen, einen internationalen Gerichtshof schaffen und so stark waffnen kann, daß er seine Urtheile überall zu vollstrecken vermag. Diesen Gerichtshof (dessen schnelle Einsetzung wir schon deshalb wünschen und fördern werden), als der dann zuständigen Instanz, würden wir die Bedingungen verlegen, nach deren Annahme wir zu Friedensschluß willig wären und die wir jetzt nur der Gegenpartei, wenn sie danach fragt, mittheilen können. Den Antrag, alle in Fremdherrschaft gezwungenen Volksstämme, Iren und Inder, Polen und Finen, Araber und Malteser, Dänen, Vlamen, Franzosen, Italer, Serben, auf ihren Wunsch in Selbstbestimmungsrecht zu entlassen, würde uns nicht schrecken; denn nur die Kraft, die der Stamm aus dem Wurzelboden zieht, reißt in Frucht. Die Kaiserliche Regierung ist weitab von dem Glauben an ein Tausendjahrreich des Friedens, auf dessen Märchengeländen das Lamm neben dem Tiger graßt und an dessen Ufer der Bär den auftauchenden Walfisch füttert. Mit dem Volk und der Regierung der Vereinigten Staaten steht sie aber, von Kriegsfluth umbrandet, in der Mittags-sonne der Zuversicht, daß Menschengestalt und Völkerville stark genug sind, der Wiederkehr so graufigen Unheils vorzubeugen.“

Solche Note käme nur von Utopia? Schreibet eine, die in die Schnürbrust Eurer Papierprache paßt. Aber saget, morgen, in unzweideutigen, nicht umzufälschenden Worten, den Völkern, nicht den Kanzleien: Deutschland will Friedenssicherung, leichteres Wehrgewicht, freien Reizungsraum für jede Volksart, vernünftige Organisation der weißen Menschheit. Verhüllt das Bekenntniß, dann ist der Röcher des Geistes leer und Vernunft vom Thron des Lebens gestoßen. Dann jauchzt der R.üngel, der, überall, den aus Verständigung werdenden Frieden als den Feind listiger Selbstsucht fürchtet. Niemals, mahnt Marc Aurel, darfst Du vergessen, daß Dir eine Seele ward, und keine Stunde versäumen, in der sie dem Weltgeist den winzigsten Dienst leisten könnte.

Der nationale Gedanke.

So Mancher im Deutschen Reich hat es, auch ohne Amt und Mandat, nach dem Blutausch der ersten Wochen und Monate des Jahres 1914 für Pflicht erachtet, die Ursprünge und Ursachen des Völkerungewitters zu studiren mit heißem Bemühen. Er hat wohl mit dem Schreibstift in der Hand alle amtlichen Urkunden durchgearbeitet und in tabellarischer Uebersicht die Ereignisse der Sturmtage vom achtundzwanzigsten Juni oder doch vom dreiundzwanzigsten Juli bis zum vierten August 1914 Stunde vor Stunde registriert. Dann mag er die synchronistischen Aufzeichnungen fleißig ergänzt haben durch das gewaltige Material, das in der Heimath, bei Neutralen und Feinden über diese Dinge gesammelt und privatim verbreitet oder publiziert worden ist. Denn wir haben bei Ranke und durch ihn gelernt, daß der geschichtlichen Wahrheit nur durch Induktion, durch objektive und kritische Prüfung des Quellen- und Thatfachenmaterials näher zu kommen ist und daß ein Operiren mit deduktiver Methode, mit allgemeinen Begriffen wie Neid und Haß, Durst nach Rache und Drang nach Expansion gefährlich werden und im Urtheil über das Geschehene leicht zu falschen Schlüssen führen kann. „Nur dem Ernst, den keine Mühe bleicht, raucht der Wahrheit tief versteckter Born“, mahnt Schiller. So lange freilich der Seismograph auf politisches Erdbeben weist, so lange das blinde Grauen herrscht und Kopf wie Herz noch nicht frei sind für eine leidenschaftlose Behandlung und Beurtheilung, werden diese Arbeiten kaum in die Definitivität gelangen können. Erst unbefangenerer Mitwelt, erst Nachwelt und Geschichte, die nach Bismarcks Wort in ihren Revisionen noch strenger ist als die preußische Oberrechnungskammer, wird das Urtheil zu sprechen haben. „*Judex ergo cum sedebit*“: den Schluß möge man in der Kirchenszene des Faust nachlesen. Doch gerade wer sich redlich bemüht hat, in diese Wirren hineinzuleuchten und den Weg aus dem Dunkel in Licht und Wahrheit zu finden, wird sich allmählich immer klarer, daß Herz und Verstand doch nach Anderem dürfen als nach der bloßen Kenntniß der Thatfachen, daß man sich sehnt, die tieferen pragmatischen Zusammenhänge zu begreifen, in die sich die unendliche Fülle des Geschehenen gliedert und ordnet. Ist es doch Geschichte, ungeheure Geschichte, die wir schauernd jetzt durchleben; und man braucht nicht zünftiger Historiker zu sein, um

im Angesichte dieses Weltenbrandes den großen Problemen geschichtlicher Philosophie immer wieder nachzuspinnen.

Was ist all dieses Geschehen? Ein soziologischer, biologischer, psychologischer Prozeß? Ist die Art, in der sich wieder einmal Völkerschicksale vollziehen, eine alte, schon gewesene Weise, die nur in neuen Formen wiederkehrt? Sehen wir vor uns das Werk und Walten einzelner Individuen oder des Zufalls? Haben wir hier einen der grundstürzenden Durchbrüche in dem regulären Gestein geschichtlichen Verlaufes vor uns, wie es im Alterthum das Auftreten Alexanders des Großen, in Europa die Völkerwanderung und der Türkenvorstoß, in Asien der Siegeslauf des Islam und später der fürchterliche Mongolensturm darstellt? Ist es ein Ereigniß wie die Französische Revolution und der Erobererzug Napoleons? Oder liegt hier etwas in der Menschheitsgeschichte überhaupt noch nicht Gewesenes, also ganz Neues und anders zu Beurtheilendes vor? Und was werden die Folgen dieses rasenden Gemehls sein, in dem sich das alte Europa zu verzehren droht? Nur ein kleiner oder müder Geist kann sich verhehlen, daß die Folgen dieses Völkerringens denen der großen Umwälzungen auf geistigem und wirthschaftlichem Gebiet ähnlich sein werden: der Durchführung des Christenthums im Römerreich, der Renaissance und Reformation, der Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, der Ausbreitung der Geld- und Kreditwirthschaft oder der technischen Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist seltsam: gerade die Geister, die bewußt oder unbewußt ausschließlich in der uns durch Ranke übermittelten Gedankenwelt leben, die in dem deutschen Nationalstaat preußischer Färbung den Abschluß und Gipfel aller Dinge erblicken, gerade sie haben doch wohl Ranke nie begriffen, wenn sie jetzt die große Zeitenwende nicht fühlen. Gerade Ranke hat auf die Zusammenhänge von Politik und Historie oft hingewiesen und ausgesprochen, daß, wer am Steuer des Staates stehe, dessen Natur vollkommen erkannt und begriffen haben müsse; Das aber könne er nur durch genaue Kenntniß des in früheren Zeiten Geschehenen. Wohl, fährt er fort, „gibt es einen Scharfsinn, der gleichsam durch göttlichen Anhauch in die Natur der Dinge eindringt“. Aber es giebt auch, so sagen wir, nicht alle Tage einen Bismarck. Bei uns haben wir in den Aemtern wie in den Parlamenten kaum Persönlichkeiten, die man als politische Publizisten von Rang ansprechen könnte, und was von Parlamentariern und Beamten a. D. geschrieben wird, ist selten stark und tief historisch unterkellert. In England haben die großen

Philosophen und Historiker Bacon, Hobbes, Locke, Shaftesbury, Hume, Staatsämter bekleidet oder persönlich und sozial eine Stellung erlangt, in der sie das Staatsgeschäft gründlich kennen lernen konnten. Ueberhaupt ist die Verbindung von praktischer Politik und staatswissenschaftlicher Publizistik in anderen Ländern größer als bei uns; bedeutenden politischen Schriftstellern sind dort oft wichtige Posten in der Regierung anvertraut worden. In Deutschland hat die absolutistische Entwicklung immer Theorie von Praxis der Staatsleitung geschieden; und treffend sagt Eduard Bernstein, als Herausgeber der Schrift „Politik und menschliche Natur“ von Graham Wallas, in einem schönen Vorwort, daß der kameralistische Geist in Deutschland bei den Praktikern eine Etiquette ausgebildet hat, die verpönte, über Staatsangelegenheiten anders als unter dem Gesichtspunkt von Beamten des jeweiligen Serenissimus zu schreiben. Die Gelehrten aber sind bei uns meist entweder nur Erklärer der so aufgefaßten Praxis oder flüchten in spekulative Betrachtungen, bei der Wirklichkeit und Theorie in schier unüberbrückbaren Gegensatz kommen. Unsere staatswissenschaftliche Publizistik hat sich gerade im letzten Menschenalter fast ausschließlich darauf beschränkt, das Seiende mit scharfem Spürsinn zu erklären (Lahand ist hier das Vorbild geworden), statt, wie die bedeutenden Staatsrechtler früherer Zeiten thaten, sich auch mit Dem zu beschäftigen, was sein müßte. Staatsrecht und Geschichtschreibung haben sich nur zu oft bemüht, alles Bestehende zu rechtfertigen und vor der gerade herrschenden Autorität, weil sie die Macht ist, sich zu beugen. Erst in neuester Zeit hat sich eine besonders durch Jellinek bewirkte Wandlung vollzogen; und hier harren der jüngeren Staatsrechtler und Historiker gewaltige Aufgaben.

Gewiß war gerade der alternde Ranke bestrebt, mit kühnster Objektivität jede, aber auch jede staatliche und kirchliche Autorität zu erklären und zu rechtfertigen; und er ist deshalb dem Vorwurf der Gesinnungslosigkeit nicht immer entgangen. Doch wir dürfen nicht vergessen, daß seine Meisterfeder uns die großen Zusammenhänge in der Geschichte nachwies, daß gerade er die Ideen der Jahrhunderte in heller Beleuchtung zeigte. Und wenn er auch, wie schließlich jeder Große, auf den Schultern der Vorgänger, Kant's und Herders, Fichte's und Hegels, der Frühromantiker und namentlich Wilhelms von Humboldt stand, so war er doch, der die leitenden säkularen Tendenzen enthüllt und zum Gemeingut aller Geschichtsforschung gemacht hat. Wir wissen seitdem: wenn eine Idee im Jahrhundert zur Herrschaft gelangt,

wirkt sie oft mit Zaubergewalt und erfüllt den gesammten Anschauungskreis der Menschheit so, daß selbst die Widerstrebenden ihr Rechnung tragen und der Widerspruch meist weniger dem Gedanken an sich als der Art der Durchführung gilt. So war es mit der kirchlichen Idee des Mittelalters, den reformatorischen Bestrebungen vom vierzehnten Jahrhundert an, den kosmopolischen Humanitätsidealen und den sozialen und nationalen Strömungen unserer Zeit. In stetem Wandel der Zeiten entstehen neue Bedürfnisse und erzeugen neue Forderungen; zuerst wird der Apfel der Hesperiden begierig ergriffen, dann die leere Schale von Gleichgültigen weggeworfen. Keine Idee aber stirbt, ohne gewirkt zu haben. Erfüllte sie auch nicht voll ihren Zweck, so gab sie doch eine Weile den Menschen Freude und Begeisterung. Nie ist ihre Arbeit vergeblich; jede Idee bringt echtes Gut, das sie in den Schatz der Kultur hinterläßt. Aber die Idee des Jahrhunderts ist, gerade Ranke lehrt es unwiderlegbar, vergänglich wie alles Irdische; sie macht anderen Strömungen Platz, nach dem großen historischen Gesetz der Kontrastbewegung, wie Wilhelm Wundt es genannt und der holländer Historiker Theodor Lindner geistvoll erläutert hat. In der Geschichte, so lehrt er, finden wir stets eine Bewegung, die auf den ersten Blick an die des Pendels erinnert; ein ewiges Hin und Her, ein Auf und Ab. Sieht das Wahrheit suchende Auge nicht, daß wir gerade jetzt wieder vor einer solchen starken Pendelschwingung stehen? Scheint die Weltenuhr nicht zu einem neuen Schlag auszuholen?

In Deutschland herrscht seit den Freiheitskriegen, also seit einem Jahrhundert, die nationale Idee; nach dem Gesetz der Kontrastbewegung ist der Zweifel berechtigt, ob sie über den Ozean von Blut, über die Hochgebirge von Leichen hinweg sich noch lange in ungeschwächter Herrschaft erhalten wird. In den anderen Theilen Europas setzte sich der moderne Nationalismus eigentlich erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und unter dem Protektorat des dritten Napoleon durch; die Einheitskämpfe Italiens, die Unruhen bei den Südslawen waren das naturgemäße Ergebnis wirtschaftlicher Entwicklung. Denn sobald ein Volk eine gewisse Wirtschaftstufe erreicht hat, erwacht das Streben nach nationaler Selbständigkeit. Das ist ja auch der letzte Sinn der Balkanwirren. Bei uns ist die Idee des nationalen Staates (Friedrich Meineke hat es in seinem „Weltbürgerthum und Nationalstaat“ gezeigt) allmählich aus dem Universalismus des achtzehnten Jahrhunderts, aus Herder und Schiller über Fichte und Humboldt, über Stein, Gneisenau,

Niebuhr, Adam Müller, Friedrich von Gagern und die ganze Erbkaiferpartei, über Ranke, Duncker und Dahlmann, Droysen und Sybel zu Treitschke gebiehet. Bismarck schuf dem nationalen Gedanken das Fundament; nach dem Maß des damals praktisch Möglichen und deshalb unvollständig. Denn durch die Gründung des Reiches wurde ja das Deutschthum in zwei Theile gespalten. Für Bismarck war eben der staatliche Gedanke der beherrschende und entscheidende.

Viel zu oft hat man vergessen, daß die nationale Idee ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts ist und daß sie bei uns noch wesentlich durch das Gewicht der Staatsidee, wie sie Kant entwickelt und Hegel ausgebildet hat, gestützt wurde; hatte doch Kant im Staate Friedrichs des Großen den Satz aufgestellt, daß alle Anlagen der Menschheit sich wirklich nur in einer innerlich und äußerlich vollkommenen Staatsverfassung entwickeln können. So haben sich bei uns nationaler Gedanke und Staatsidee immer enger verschlungen. Auf der Grundlage des „Obrigkeits-, Militär- und Beamtenstaates“ nahm das preußisch-deutsche Nationalbewußtsein seine eigenartige Färbung an. Schon der alte Friedrich Karl von Moser hat Das in seiner Schrift über „den deutschen Nationalgeist“ beklagt, den er durch die „Mißgeburt einer militärisch-patriotischen Regierungform“ schwer bedroht fand. Heute, wo der gebildete Deutsche allenfalls Treitschke kennt und noch stolz darauf ist, daß er nur ihn kennt, heute hält man diese nationale Ideologie leicht für Granit, für historisch Ursprüngliches, von Vätern Ererbtes und vergißt, daß dem Menschen von ehemals nie in den Sinn gekommen wäre, für einen Staat durchaus national gleiche oder einsprachige Unterthanen zu fordern, und daß noch auf dem Wiener Kongreß jede Rücksicht auf Nationalität außer Acht gelassen und Völker nicht nach nationalen (oder, wie es jetzt heißt, völkischen) Gesichtspunkten vertheilt wurden, sondern wie die Hammelheerden. Schwer ist, nachzuweisen, wie Volksbewußtsein und Nationalbewußtsein eigentlich entsteht. Immer hat es innerhalb bestimmter Volksgruppen und Stämme eine gewisse Empfindung der Eigenart gegeben; aber es war doch wohl ein mehr oder minder dunkles Gefühl und mit dem heutigen Nationalbewußtsein kaum zu vergleichen. Jenes Volksbewußtsein war im besten Fall vertheidigend, niemals angreifend wie unser heutiges. Gefühl und Liebe fürs Vaterland haben alle Völker gekannt; aber der Begriff des Vaterlandes ist beinahe eben so unbestimmt wie der der Heimath; er kann den Ort umfassen, wo die Wiege stand, die heimi-



sehe Scholle oder ein ganzes großes Land. „Wo meine Freunde wandelnd geht, wo meine Toten auferstehn“, singt Franz Schubert, der deutscher war als die meisten Worthelden von heute.

Weder das fränkische Reich noch das alte deutsche waren „national“ in diesem Sinn, denn sie umfaßten fremde Völker in großer Zahl. Der erste wirkliche Verkünder deutschen Volksbewußtseins und deutscher Volksart war Walthar von der Vogelweide, der sein deutsches Land gegen das völlig verwälzte Papstthum pries. Und doch hätte Walthar niemals daran gedacht, auf das ganz universalistische Kaisertum zu verzichten; auch Ulrich von Hutten, der ja Walthern geistig am Nächsten war, trat niemals über die Linie des eigentlichen Volksbewußtseins hinaus. Und so blieb es Jahrhunderte lang; erst die Befreiungskriege führten langsam und fast unmerklich in deutsches Nationalbewußtsein. Ueberhaupt giebt es im strengen Sinn nationale Reiche nur in Europa, in dessen Wesen auch allein dieser moderne Begriff paßt; die Gründe sind in den kleinen Verhältnissen unseres Erdtheils, in seiner reichen Gliederung, vor Allem aber in der feudal absolutistischen Entwicklung seiner Staaten zu suchen. Jedenfalls ist es rathsam, auch für die frühere deutsche Geschichte die Worte „Nation“ und „national“ auszuschalten; sie passen nicht hinein und verdanken ihr Dasein nur den Tendenzen der Gegenwart. Auch sollte bei dem Versuch, eine bestimmte Nationalität zu schildern, mit großer Vorsicht verfahren und, wenn man von Nationalcharakter spricht, nicht übersehen werden, daß leicht bei dem einen Volk die Eigenschaft gepriesen wird, die man bei dem anderen tadelt. Starkes Selbstbewußtsein heißt hier nationaler Stolz; dort Eitelkeit oder Ueberhebung, Festhalten an alten Sitten gilt hier als völkische Treue, dort als Rückständigkeit. Weil eine Nationalität sich nur allmählich bildet, kann sie nicht immer so gewesen sein wie heute; wie unterschied sich, zum Beispiel, der Deutsche des achtzehnten vor dem des neunzehnten Jahrhunderts! Auch hängt die zeitweilige Größe eines Volkes nicht von der Stärke des nationalen Bewußtseins allein ab, sondern von vielen anderen Faktoren, besonders auch von der Umgebung. Die Größe eines Volkes beruht manchmal nur auf der Schwäche der anderen; ein in Manchem starkes Land kann im Ganzen dennoch schwach sein. Gerade heute möchte man fragen, ob denn das deutsche Volk während seiner klassischen Literaturperiode wirklich auf so tiefer Stufe stand, wie uns schon in der Schule gelehrt wird. Die Entwicklungreihen der

menschlischen Gesellschaft gehen nicht in gleichem Schritt neben einander her. In dem Kampf der Raserei und des Hasses sollte man nicht vergessen, daß der Gedanke an den geschichtlich engen Zusammenhang romanischer und germanischer Völker Ranke mächtig bewegte und in den Plan trieb, die Geschichte ihrer Gemeinschaft zu schreiben. Nie haben die indogermanischen Völker, die Germanen, die Romanen und die Slawen gegen einander körperliche Scheu gehegt, immer haben sie sich leicht gemischt; und in Amerika sehen wir noch heute die den verschiedensten Nationen Angehörigen einander vermischt.

Der nationale Gedanke hat nicht immer geherrscht und der Geschichtschreibung sein Gesetz aufgezwungen. Der kirchliche Universalgedanke erfüllte auch in der Historik das Mittelalter, so weit es sich überhaupt zu einer bestimmten Anschauung hindurchdrang. Dann kam der Humanismus, der ins Alterthum zurückgriff, neue, weltliche Werthe in die Geschichtschreibung einführte und dem kirchlichen Universalismus die einzelnen Völker gegenüberstellte. Das Zeitalter der Reformation und ein Theil des siebenzehnten Jahrhunderts ergab sich theologischen Interessen. Dann rang die Staatsidee sich durch und gab der Geschichtschreibung neue Grundlagen und Richtlinien. Dem politisch-juristischen Zeitalter folgte, unter dem Druck des absolutistischen Staates, die Aufklärung der Geister. Voltaire trat auf und wandte sich gegen Barbarei und Fanatismus; Herder suchte in Natur und Anlagen des Menschen die Leitfäden der Entwicklung. Nun erst kam, aus den Stürmen der napoleonischen Zeit, der Morgen des nationalen Dranges. In anderen Ländern waren andere Strömungen entstanden. Unter der Nachwirkung der Französischen Revolution waren namentlich in den Weststaaten die Massen zu Bedeutung gekommen. Und während August Comte und die großen englischen und französischen Positivisten mit dem Werkzeug der Naturwissenschaft dem Wesen der sozialen Verhältnisse nachzuforschen bemüht waren und langsam die materialistische Geschichtsauffassung erwuchs, die alle Erscheinungen aus der jeweiligen Wirthschaftsstruktur der Gesellschaft abzuleiten suchte, hat noch Ranke nie nationalistic im heutigen Sinn geschrieben; er hat die Entwicklungen der Kultur kaum gestreift, die sozialen Verhältnisse ganz vernachlässigt. Nicht Völker und Massen kennt er; nur Höfe, Kabinete und die großen Persönlichkeiten, die er mit beinahe dichterischem Schwung und künstlerischer Liebe zu schillern weiß. Erst das lyrische Pathos Treitschkes mit seiner

lodernden Leidenschaft und starr subjektiven Auffassung hat das Wachsen rein nationalistischer Auffassung in Deutschland begünstigt. In den letzten Jahrzehnten ist dann, unter dem Einfluß Comtes und Burckhardts, die neue, von Lamprecht geführte kulturhistorische Geschichtschreibung aufgewachsen, die Begriffswissenschaft werden, bestimmte, regelmäßig wechselnde Entwicklungsstufen der Völker und eine allgemein gültige und ursächlich verbundene Reihenfolge der Kulturperioden nachweisen will. Wer von uns hätte nicht einst unter Treitschkes Bann gestanden? Aber er ist weder Ende noch Ziel. Keine Idee kann alle Verhältnisse des Daseins umfassen; jede muß, so lange sie die Vorherrschaft hat, andere Forderungen vernachlässigen. Das Leben drängt nach allseitiger Befriedigung; die bis dahin zurückgesetzten Bedürfnisse regen sich und gewinnen allmählich an Stärke. Und gerade die werden sich vordrängen, die mit der bisher leitenden Idee wenig oder nichts zu thun haben oder gar einen ihr entgegengesetzten Zweck verfolgen. Eine neue Idee, die dem gefühlten Mangel abhelfen will, kommt empor und bietet dem Auge das Rehrbild Dessen, was war.

Die universale Kultur des Römerreiches entstand durch die Verschmelzung der Völker und ihres geistigen Besitzes; aber schon auf dem Höhepunkt dieser Kultur war eine Trennung von Ost und West bemerkbar, die dann durch die Völkerwanderung zu endgiltiger Scheidung wurde. Die germanischen Völker vermochten mit dem vorgefundenen Kulturbestand nicht zu wirtschaften; langsam stieg aus dem Chaos die kirchlich-christliche Idee empor und schuf im Abendland eine neue einheitliche Kultur. Auch ihr Ende kam; die Reiche drängten nach Selbständigkeit, die Völker nach Verwirklichung ihrer religiösen Ideale. Das wirtschaftliche Leben wandte den Blick der Erde zu und das großartige Kirchenystem erlag den zerstörenden Kräften. Wieder schloß sich der freigewordene Geist in der Aufklärung zusammen und erzeugte Kosmopolitismus. Neue Probleme tauchten auf: die Religion suchte den alten Boden zurück zu gewinnen und der nationale Gedanke, die moderne Erscheinung des Patriotismus machte den Begriff des Einzelstaatsdthums, der bis dahin die Unterthanen nur wie ein äußeres Gewand umgeben hatte, zum innerlichen Besitz. Auch wirtschaftlich schlossen sich die Staaten ab und traten überall, wo sich ihre Interessen berührten, in Wettbewerb. Das ist der Zustand von heute. Und auch im innerstaatlichen Leben sehen wir diesen steten Wechsel von Gegenätzen. Das Mittelalter kannte nur eine geringe Entwicklung des Staa-

tes und war geneigt, den Staat im eigentlichen Sinn aufzulösen, bis der Absolutismus endlich Ordnung schuf. Das Volk ergab sich ihm nicht nur aus Zwang, sondern auch in unbewußter Erkenntniß der Vortheile, die er gewährte. Als der Absolutismus seine Aufgaben zum größten Theil gelöst hatte, erhob sich der Widerspruch; als die Rechte der Völker schmählich mißachtet wurden, dämmerte die Aufklärung und Humanität; und endlich nahm der Konstitutionalismus den Kampf für die Anerkennung der politisch rechtlosen Masse auf. Der Liberalismus wurde geboren. Ist er nun tot? Man erwartet das Heil von einem allmächtigen Staat, der jede Lebensthätigkeit unter seine Fittiche nehmen soll. Und wie in der Religion mystisch-idealistische Zeiten mit rationalistischen abwechseln, wie nach der puritanischen Strenge der Revolution sich die englische Gesellschaft in sinnliche Genüsse stürzte, so sehen wir auch in Literatur und Kunst den Wechsel zwischen Idealismus und Realismus, zwischen Bevorzugung der Form und des Inhaltes als eine lange aufgehobene Regel. Es lohnt wohl, darüber nachzudenken, wie tief ein solches Gedankensystem jeweilig reichen könne. Im Byzantinerreich sollen selbst die Marktweiber dogmatische Fragen kundig erörtert haben; ist's wahr, so müßten wir diese Zeit um die Theilnahme an großen Problemen beneiden. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß oft Gelehrte diese Ideen, auch die nationale, in das öffentliche Bewußtsein einpflanzten; wenn sie voll aufgeblüht waren, hatten die Massen den Gärtner und dessen Mühe fast immer vergessen. Auch der Franzose, der Voltaire und Rousseau nie gelesen hat, kennt ihre Lehren aus dem Munde der Leute, die von der Kindheit an zu ihm sprachen. Kants Pflichtenlehre ging in das Bewußtsein aller Gebildeten ein und gelangte von da in Tiesen, wo man von Kant nichts wußte. Die Hauptsätze des Sozialismus werden seit Jahrzehnten unmittelbar in das Volk getragen und wirken auch da, wo ihr Ideengehalt nicht ausgeschöpft werden kann. Wer will entscheiden, wie weit der Einfluß von Ranke, Sybel, Droysen und besonders von Treitschke bei uns gedrungen ist und ob er nicht auch auf den Bauer im letzten Dorf, auf den ärmsten Arbeiter gewirkt hat? Keime, die in der Luft sind, werden mit der Athemluft eingesogen.

Kein Ernster kann hier aber Ewigkeitwerthe erblicken; keiner glauben, immer müsse und werde die nationale Idee sich die Herrschaft bewahren. Da Weltentörper werden und vergehen, können auch die Gedanken armsäliger Menschen nicht ewig sein.

Aber der Imperialismus? Brachte er nicht etwa den neuen Gedanken, der den nationalen ersetzen soll? Ich zweifle. Bedeutet Imperialismus reine Machtpolitik, dann deckt er sich im Wesentlichen mit der nationalen Idee; bezeichnet er nur den Zug des Exportkapitalismus, dann gehört er ganz und gar nicht zu den treibenden Kräften des Jahrhunderts, sondern ist eine Form wirthschaftlichen Dehnungsdranges und hat nur in thörichter Phraseologie mit Weltanschauung irgendwelche Gemeinschaft. Die nationale Idee aber beherrscht noch immer unsere Gedanken, giebt unserem gesammten öffentlichen, politischen Leben die treibenden Impulse, erfüllt die Köpfe und Herzen. Wie lange noch? Der Staatsmann, der in Künftiges hinaushorcht, in dem blutigen Wirrsal unserer Zeit die großen Menschheitsgedanken Lessings, Herders, Schillers, Humboldts wieder aufnahme, die in allen Kulturnationen fühlbaren universalistischen Strömungen in ein neues Bett zu leiten vermöchte, wäre ein Erlöser und sein Ruhm würde in Aeonen nicht untergehen.

Richard Wittig.



Wodianer.

Der junge Baron Wodianer-Bruckenthal-Sarmingstein betrachtete sein himmelan starrenbes Haar, das über seine Stirn, früh verwellend, endlich grau hereingebrochen war in diesem dreißigsten Jahr seines ziellosen Lebens. Der Spiegel trug nicht die Schuld. Der hatte Generationen von Wodianern in der Wiege strampeln und etwas stiller auf der ihr folgenden Bahre liegen gesehen und jedem in durchaus zuverlässiger Art ein Bild des veränderlichen Körpers gezeigt, über das in manchen Fällen sogar ein Abglanz der recht unsterblichen Seele gebreitet war. Nun sah Albrecht Wodianer als Lehler vor dem treuen Möbel und ärgerte sich über ein Stück Materie, das ihn langen Athems überdauern würde, unerblendet ihm die Unreinheiten seines Geistes wies: die weiß angelaufenen Speere seiner Haare. Albrecht Wodianer ertrug den Anblick des Spiegels schließlich nicht länger; da er aber allen Freunden gegenüber sanften Gemüthes war, zertrümmerte er ihn nicht, sondern trat den Rückzug ins Café Prag an. Er selbst, wie wohl verarmt, kam sich dort etwas deplacirt vor; ein Ahtelliter Raubritterblut empörte sich in ihm gegen die spitzfindige Synagogenlust dieses Zionistenbeifels, in dessen Eden immer ein paar jüdische Li-

teraten urchristeten. Doch der Umstand, daß sich hier Räume ärmlicher Schlichtheit über zahllose Stilepochen hinweg unverfehrt im zwanzigsten Jahrhundert geborgen hatten, beruhigte ihn wieder, sonderbarer Weise, obwohl seine Nervosität und Zeitzerriebenheit sonst sich gegen die Dauer der Gegenstände empörte.

Wobianer bestellte im leeren Café irgendwas und ging dann wieder nach Haus, froh, Niemand getroffen zu haben, denn das Öffnen des Mundes zu formellen Reden und Antworten, zu dialektischen Wortkrämereien, die nichts von seinem erschütterten Seelenzustande offenbaren durften, weil Haltung unter Egoisten Ehrensache war — dieses ganze, immer wieder nur einen konventionellen Schein liefernde Gebahren war ihm verhaßt. Und doch mußte er täglich, täglich ins Café trotten, er konnte die Zeit vor Mitternacht nie zu Haus verbringen; meist warf er diese Stunden an den nächstbesten Frauenkeib oder ließ die Worte nah hockender und doch weltweit entfernter Literaten und Intellektbestien wie Fliegen in die Melange fallen, die er dann nicht austrank. Während des Heimweges empfand Wobianer eine seltsame Blusleere im Schädel und empfand sie ungern, denn sie erinnerte ihn an den Tag, da der Tod zum letzten Mal sich in seiner Nähe aufgehalten hatte, eine Stirnwunde hinterlassend und kuriose Schwächen. Folgen eines Duells mit dem Hauptmann Orbenhahn, der eine Bemerkung Wobianers (was auf dem röthlichen Beteigeuze den Mädchen der Erde entspräche, müßte dort schöner sein) auf seine Braut bezogen hatte. Wobianer sah vor sich liegen den sterbenden Orbenhahn, dessen blutsäumender Mund röthlicher glänzte als der Stern Beteigeuze. Und spürte, in der Erinnerung wieder Leib an Leib mit Ex-Orbenhahns Braut, abermals die Wahrheit seiner Bemerkung. Auf einem winterkalten Baum vor der Universität schwirrte es in kleinen Flügeln von Ast zu Ast, um nicht zu erfrieren. Zweigauf, zweigab glatt verschluckbare weiße Flaumenbälle: Spazken, die in Schaaren über den Baum versammelt waren. Hier und da fauſte, den Baum erschütternd, eine Elektrische vorbei; die in sich verkrochenen Klümpchen, nach Wärme hungernd, versuchten, am Stamm kleben zu bleiben. Wobianer fühlte mit ihnen kein Mitleid, er wußte: in den Thierchen schwangen die Seelen ungeborener oder abgeschiedener Mädchen, denen es bisher mißlungen war, in die Universität zu laufen, und die nun hier, nah der Wissensspforte, nächster Wiedergeburt harrten.

Wobianer haßte Frauenstudium, seine schwarzhäarige Männerfaust fuhr hinaus zu den Kieselsteinen der Reitallee und eine Faustvoll ergoß sich über rasch aufschwirrende Sperlinge. „Viel Leben um nichts!“ murmelte er, zerzte seinen Bart und fluchte schon lauter: „Nicht erwarten können sie es, die idiotischen Dinger! Stellen sich da in Nacht und Nebel an, als wäre so ein flaches Kolleg eine gute Burgtheatervorstellung. Und nicht früher werden sie aufhören, die zudringlichen Lüdern . . . bis sie von Logarithmen ganz verwirrt sein werden. Pfiu Teufel!“ Sehr unvermittelt erklang in seinem Gehirn

die Stimme seiner toten Mutter: „Bubi, Das darf man nicht!“ Albrecht schlug mechanisch die Hände gegen einander, daß von den Handschuhen die schuldbeweisenden Steinförnchen glitten. Hernach ward er doppelt unwirsch, krächzte heiser: „Das lebt noch immer in mir! Als ob so eine alte tote Baronin Wodianer-Brudenthal-Sarmingstein wüßte, welche Gesetze heute im Leben gelten. Es war doch meine Pflicht, möglichst vielen dieser lebensschwangeren Thierchen die nächste Wiedergeburt abzutreiben!“

Seine Augen noch baumwärts gerichtet, strauchelte er über eine hervorstehende Straßenbahnschiene, fühlte sich plötzlich im Besitze zweier Kniee. Die leicht kitzelnden Schrammen bluteten stark, und indem er die eine gerechte Strafe Gottes behauptende Stimme seiner Mutter abwies, beschloß er, diesmal kein Mädchen zu frequentiren, da er spürte, er könne diesen Abend mit dem einen sanften Kräfteverlust ganz gut auskommen.

Wieder in sein Zimmer ausgespion, fragte er sich, ob er den bösen Spiegel weiß oder schwarz verhängen solle. Die Antwort darauf gab ein Knall; irgendetwas, Stein oder Kugel, durchschlug Doppelfenster und Spiegel. Wodianer riß erfreut die Fenster auf, lehnte sich über die Brüstung und seine Augen bohrten sich in die nächtigen Parks, aus denen her das Feindhällige zu ihm gedrungen war. Dann verfolgte er, bei jedem Schritt Glassplitter zermalmend, die Flugbahn des Geschosses, fand eine abgeplattete Revolverkugel... und nannte schließlich diese Begebenheit irrsinnig, da ihm bis zum Ueberdruß bekannt war, daß er außer etlichen imaginären Halunken und Ausgeburten seines Hirnes keinen realen Freund oder Feind auf der Erde besaß. Die Schrammen der Knie bluteten noch immer im leisen Rhythmus eines kleinen Schmerzes. Er legte keinen Verband an. Schmutz in der Wunde? Wenn ein lächerlicher Sturz die Nacht hatte, ihm durch Blutvergiftung das Leben zu nehmen, dann piß er überhaupt auf diese dumme Errungenschaft...

Jemandwer hatte also nach ihm geschossen. Er ahnte dumpf und immer heller die altruistische Verpflichtung, den wohlgemeinten Versuch des Unbekannten zu Ende führen zu müssen, lud, am Fenster stehend, die abgeplattete Revolverkugel mechanisch in den Lauf eines Schießinstruments, die Sache ging zielgerecht in seine buellalte Schläfennarbe los; und während er mit der Hand nach den Sternen griff, als wolle er diese Steinchen auf irgendwen werfen, hörte er noch, gegen den zertrümmerten Spiegel fallend, verzweifelt als letztes Wort in der Sprache der alten Welt die bekümmerte und eines czechischen Accentes nicht entbehrende Stimme des Ewigkeitschaffners: „Wodianer-Brudenthal-Sarmingstein umsteigen!“

Albert Ehrenstein.

(Aus „Nicht da, nicht dort“,
Verlag Kurt Wolff in Leipzig.)



Der Geist und das Ziel.

Ein anderes Wort ist jetzt so schwer an Inhalt wie dieses: das Ziel. Es mag Forderung oder Sehnsucht bedeuten, klare Gedanken oder unsichere Träume umfassen; es mag, auf seinen festen Kern untersucht, Erfüllung, Wende, Neubeginn oder nur die Wiederkehr von Ruhe und Gewohnheit anzeigen wollen: immer wird es Dem, der es nun ausspricht, von höchster Wichtigkeit und von nächster Dringlichkeit sein. Wir wissen von keiner Gegenwart und können uns keine vorstellen, die sich so ganz nur als Vorbereitung einer Zukunft gefühlt hätte wie die unsere. Jüngender Zukunft: einer, die schon geahnt und gewollt wird, oder einer ganz unerhofften, die noch Niemand wollen und ahnen kann. Aber triebhaft kämpft der Menscheng Geist gegen das Unge- wisse und sucht auch dort zu gestalten, wo noch nicht einmal Chaos, sondern nur eine Erwartung nie erschaubarer Dinge ist. Freilich, sieht man genauer zu, so läßt sich leicht erkennen, daß es auch mit dieser Art von Gestaltung nicht anders ist als sonst mit den Gebilden, die der Trieb zum Endgiltigen, er sei künstlerisch, philo- sophisch oder politisch, aus den vorhandenen Kräften und Er- fahrungen schöpft. Das heißt: am Ende gestaltet Jeder sich selbst und seinen Lebensdrang, nur etwa in größeren, reineren, allge- meiner anwendbaren Proportionen. Die Mächtigen sagen Gerech- tigkeit und meinen Macht, die Schwächlichen sagen Glück und meinen Ruhe, die Gierigen sagen Schutz und meinen Ausbrei- tung. Von Verband zu Verband, von Gruppe zu Gruppe, ja, von Mensch zu Mensch wechselt Anschauung und Wunsch des Zieles; nur die Regung selbst, das unbedingte Weiterwollen ist allge- mein und ist ungefähr gleich. Nie war eine Zeit in der Geberde einheitlicher, in der Triebrichtungerspaltener; denn nie war eine noch so ganz nur Anlauf gegen das Unge- wisse hin.

Die Macht, die Furcht, die Gier, die wirkliche und die ein- gebildete Kraft, sie haben alle schon in ihrer besonderen Sprache und mit ihren besonderen Sprechmitteln, so gut sichs eben schicken wollte, von Gegenwart und Zukunft, von der That und vom Ziel zu reden versucht. Die Jugend war bisher kaum zu hören; und ihr Wort müßte doch, da sichs um Zukunft handelt, mit unter den wichtigsten sein. Aber ihre beste Kraft ist in den Gräben. Auf sie stürzt die ganze wahnsinnige Wucht Dessen, was allein Wirklich- keit zu sein scheint in dieser gespenstischen Gegenwart. An uns Andere kommt nur Widerhall, Schatten oder vorausleuchtender

Traum. Ihnen wird es kaum so gut, daß sie ihre Träume austragen können. Auch wissen sie nie, ob ihr nächster Tag auf der Erde oder im Unendlichen aufgehen wird; da hat das Wort Zukunft keinen Sinn; oder einen, den Unserer nicht recht fassen mag. Auch ist der Schritt und die Miene dieser Zeit zu schwer; die Jugend mag sich, gerade wo sie thätig das Weltgeschick erwirken hilft, schon ein Wenig unjung und außerhalb ihres sonstigen Wesens fühlen. Spräche sie von dort her, ihr Wort hätte vielleicht keinen sehr jugendlichen Klang. Diese Hemmung, die überall spürbare Alleinherrschaft gewaltig aufgestrafter Männlichkeit, mag auch dem Theil der Jugend gelten, der daheim bleiben mußte. Sie haben zu fürchten, daß in dem andersartigen Medium ihr Ton nicht rein und nicht weit genug schwingen kann.

Ließen sie sich aber ganz abschrecken, so wären sie nicht Jugend. Da und dort sind sie dem Aufmerksamen vernehmbar. Stimmen von Einzelnen können nicht durch diese Umwelt dringen; Gruppen auf irgendeiner gesellschaftlichen Grundlage nehmen in Allem leicht die zu deutlich erkennbare Färbung ihrer besonderen Interessen an. Aber eine rein geistige Gemeinschaft, die in der Annäherung und Aussprache freier Willenskräfte besteht, mag eigene Art und stärkeren Ton haben. Auch solche Versuche werden gemacht. Einer der bemerkenswertheften äußert sich in dem Sammelheft: „Das Ziel, Aufruf zu thätigem Geist“ (bei Georg Müller in München). Underthab Duzend Aufsätze, anderthab Duzend Namen: bekannte, umstrittene; dann wieder solche, die von tüchtiger Arbeit einen umgrenzten, aber gut befestigten Ruf haben; andere, die irgend einmal lebhaft aufgeklungen waren; und einige ganz neue. Unter den Verfassern sind Frische und Zarte, sind Mannhafte und Gereifte, ist vielleicht sogar Mancher, der schon das Altern vor sich sieht. Dennoch ist es ein Buch der Jugend. Sie wollen eben nicht auf der Linie eines äußeren Lebensabschnittes, sondern auf der Linie einer Willensrichtung vereint sein. Diese ist: dem Geist zu seinem Recht zu helfen. Und dieses Recht, behaupten sie, ist kein geringeres, als die ganze Welt aus seinen Kräften umzuschaffen und neuzuschaffen. Das aber ist immer ein wichtigstes Merkmal wahrer Jugend, daß sie das Gefühl hat, über allen sachlichen Anstoß wegschweben, nur aus den Gaben der Seele und des Gehirns heraus umwälzen und neuordnen zu können, wenn ihr erst freie Bahn gegeben wird. Der Entschluß, alles Kommende nur sich selbst zu verdanken, die Neigung, alles Gewesene für nichtig zu erklären, ist bei jeder thatkräftig anmarschirenden neuen Generation. Es giebt Männer, in denen sich

dieser Antrieb, aus mehr oder weniger natürlichen Quellen fort-
ernährt, erstaunlich lange bei Kräften erhält; ältere Jahrgänge,
die sich mit bewußter Klugheit für jüngere Zeiten aufgespart
haben. Nicht auf Jahre und Erfahrung, sondern auf Ton und
Richtung kommt es an. In den Aufsätzen dieses Buches werden
Philosophen entlegenster und allerjüngster geschichtlicher Abschnitte
als Zeugen und Helfer angerufen. Doch scheint es, als wäre der
tiefften Regung, die diese Geister zusammenschaart, kein Spruch
alter oder neuer Weisheit so innig verwandt wie der Ausspruch des
Karl Moor: „Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und . . .“ Gleich
nach diesem „und“ hört die engste Gemeinsamkeit schon auf; alles
Weitere wird mehr und mehr persönlich. Bei Karl Moor heißt es:
Und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom
und Sparta Nonnenklöster gewesen sein sollen. Für moderne und
gebildete junge Leute ist Das kein rechtes Programm. Ihr Wollen
ist dichter bestellt und fester unterbaut. Sie haben nicht nur ein
Ziel, sondern auch Ziele. Aber auch sie ballen in machthungriger
Erbitterung die Fäuste. Und sind, scheint es, fest entschlossen, sich
nicht mehr zu gebulden. Kerls waren ja immer da, aber ein Heer
noch nie. Sie wollen es nun zusammenrufen.

Ein Aufruf zu thätigem Geist; zu Leistungen der Vernunft;
zu Umgestaltungen der Menschheit, die nicht aus dem Magen und
nicht aus dem blind getriebenen Blut, sondern aus einer hellen
und verantwortlichen Anschauung kommen. Alle, die für die Zu-
kunft der Menschheit mitverantwortlich sein wollen, werden zur
That herausgefordert. Dem bloßen Spiel mit Erkenntnis und
Einfall: also der Wissenschaft, die nur feststellen und auffammeln,
der Kunst, die im Wesenlosen formen und scheinen will, wird die
gehässigste Fehde angekündigt. Alles, was nicht zum Ziel, Das
heißt: zur Klärung und Sicherung einer sachlich, seelisch und geistig
vollkommen beglückten Menschheit fördert, wird als überflüssig,
als lästig und schädlich mit Verachtung abgewiesen. Keine Schwär-
merei soll mehr gelten als die eiserne mit dem heiligen Ent-
schluß, bis zur Verwirklichung vorzustößen. Verwirklichung, Das
ist: Erlösung der Welt durch den Geist. Ordnung, Reichthum,
Freiheit, menschlicher Zusammenhalt und persönliche Beseeltheit:
ein Leben, in dem Vernunft Alles vollendet, jedes böse Hemmnis
niederhält, jede fruchtbare Regung befreit. So kühn und so weit
gestellt ist am Ende kein Blick, daß er nicht die unabsehbare Ent-
legenheit dieses Zieles anerkennen müßte. Auch Diese da sagen
sich klar und ernst genug: Wir werden es nie mit Händen greifen.
Gerade darum, meinen sie, darf der Geist nie aufhören, danach zu

zielen, der Wille nie aufhören, dorthin zu streben, die That nie aufhören, daran zu schaffen. Feststellung und Verkündung allein genügt ihnen nicht, von den prophetischen Zeitaltern halten sie wenig; sie wollen leisten. Und sie sind so klug, zu wissen, daß mit der Ueberredung der Gruppen durch die Einzelnen, der Massen durch die Gruppen nicht viel geschafft wird. Sie sind ganz dieser Zeit und glauben also: Nur, wo Macht ist, kann Recht und Ordnung werden. Macht suchen sie zunächst. Das Ziel jedes Einzelnen ist vernunftvolle Freiheit, der Zweck ihres Zusammenschlusses ist Macht. Freilich: auf die Frage, wie diese Macht zu erlangen und zu bewegen wäre, wird keine sichere Antwort gefunden. Die Meisten haben, sofern sie überhaupt davon reden, ein hypothetisches Wenn oder ein utopistisches Dann. Einige gehen kühn an das Problem heran. Aber man hat den Eindruck, daß auch sie bald stutzig werden und nicht viel Besseres wissen als eine Art von Suggestion der Ueberzeugung, die von oben (oben sind natürlich sie selbst) nach unten dringen, von den Einzelnen an Wenige, von den Wenigen an Viele, von den Vielen an Alle weitergeleitet werden, dann aber, vom allgemeinen Vertrauen mit gehörigen Machtbefugnissen beglaubigt, als anordnende Gewalt wieder nach oben, an die thätigen Geister, zurückkehren müßte. So würde es zulezt in der Hauptsache darauf ankommen, welche suggestive Kraft ihre Aufrufe entfalten können. Zu überwinden wäre die widersehlige Trägheit der an das Hergebrachte, Triebhafte und Anschauliche gebundenen Menschheit. Nach aller Erfahrung sind die Aussichten gering. Aber diese Entschlossenen wollen ja über alle bisherige Erfahrung hinaus; sie mögen nun zeigen, wie weit sie es mit ihrem „thätigen Geist“ bringen.

Bisherige Erfahrung: ich habe zweimal miterlebt, daß der Versuch gemacht wurde, abseits von beamteter Macht, durch vernünftigen Rathschluß des thätigen Geistes lebendige Ordnung in die Welt zu bringen. Zuerst die Bewegung, die sich „Kulturpolitik“ nannte. Der (damals) junge wiener Schriftsteller Dr. Robert Scheu hatte in einer klugen Schrift auseinandergesetzt, daß die beschränkte Machtpolitik der parlamentarischen Parteien zu kulturfeindlicher Unfruchtbarkeit verdammt sei. Wirklicher Fortschritt, wie ihn die Vernunft verlangt und die Menschheit ersehnt, sei nur vom sachlichen Zusammenarbeiten uneigennütziger Geister zu erwarten. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sollten daher die Wissenden, die Befugten und die Betheiligten zusammentreten, um in ehrlichen und gründlichen Berathungen das Wünschenswerthe, von da aus das Nothwendige und das Erreich-

bare festzustellen. Dies sei dann als das Gebot der ideal gerichteten und praktisch erwägenden Vernunft den entscheidenden Gewalten vorzulegen, die es, der Sache zu Liebe und auf so unantastbare Gründe gestützt, durchführen würden. Auf diesem Weg hätte sich, wenn die großen Gebiete des allgemeinen Interesses nach einander angegriffen und bearbeitet worden wären, wohl manche wesentliche Besserung in immer weiterem Umfange ergeben. Die Kulturpolitiker (zunächst ein kleiner Kreis, dem sich aber schon starke und wichtige Verbindungen fanden) waren auch fest entschlossen, anzugreifen und zu arbeiten. Aus mancherlei politischen und persönlichen Gründen wählten sie für den Anfang das Gebiet der Mittelschule (Gymnasien und Realschulen). Eine sorgsam vorbereitete Umfrage sollte fördern. Theoretische und praktische Pädagogen, Schüler, Studenten und Eltern erschienen, brachten Wünsche, Beobachtungen, Anregungen vor. Ein mächtiges Protokoll wurde angelegt, gedruckt, vielleicht auch verbreitet; es muß heute noch irgendwo lagern. Die vernünftig eingeleitete Bewegung ist trotzdem in der ungeheuren Fülle des Materials, von dem sie sich beim ersten Schritt gleich umstellt gesehen hatte, stecken geblieben und nie mehr weiter gekommen. Ihr Urheber ist, nach kurzen Umwegen, ein beliebter Feuilletonist geworden. Seine Schrift ist verschollen, seine Idee abgethan. Dann, nach manchem Jahr, kam ein seltsamer Offizier in Prag auf den Gedanken, daß die verschiedenen Versuche, der Menschheit durch Aufklärung und Wohlthun zu helfen, in ihrer Vereinzelung und Zersplitterung fruchtlos bleiben, erst zusammengefaßt und nach sorgfältig erwogenem Plan geordnet das ideale Ergebnis haben müßten. Er verfaßte zunächst eine Schrift und versuchte dann eine Bewegung. Für Beide fand er den Titel: „Die Organisirung der Intelligenz“. Beide waren herzlich verworren, was wohl zum größten Theil an ihrem Urheber lag, der mehr zum Schwärmen als zum Denken neigte und für die Geberde besser begabt war als für die That. Dennoch hatte seine Idee von weit her Widerhall und Zustimmung. Männer, deren Namen ringsum bekannt sind, schlossen sich an, um mitzuthun. Half Alles nicht. Die Bewegung hatte von Anfang an eine zu fatale Aehnlichkeit mit der durchschnittlichen Vereinsfreidenerei. Ueber Mitgliederbeiträge wurde Abende lang debattirt. Plötzlich verschwand der Hauptmann aus Prag und die Organisirung der Intelligenz aus der Welt. Sie war der Ehrgeiz ihres Urhebers gewesen; da er sie im Stich ließ, wollte sich auch kein Anderer mehr um sie kümmern. Er war damals von einer bösen Erkrankung der Nerven befallen worden. Heute soll er sich in der k. u. k. Armee

vortrefflich bewähren. Seine Schrift ist verschollen, seine Idee abgethan.

Daß' war in Oesterreich. Deutschland aber hat vor allen anderen Ländern in der Welt den Ruhm, das Land der zusammengefaßten Energien und der unerschütterlichen Leistungsfähigkeit zu sein. Eine Aussicht mehr für die Anstrengung, die nun mit diesem neuen Aufruf einsetzt. Eine Aussicht freilich, die sich in dem Maß verringert, wie auch allen dem „thätigen Geist“ widersehligen Organisationen hier die selbe deutsche Kraft und Entschlossenheit zugesprochen werden muß. So könnte sich unter Druck und Gegendruck zwischen den Linien des Bewegungsparallelogramms eine Resultante herausbilden, deren Richtung nicht unmittelbar auf das letzte Ziel, die glückselige Vergeistigung des ganzen menschlichen Daseins, hinweist, sondern erst nur die Durchsetzung nützlicher Vorbedingungen anzeigt. Dann wäre eine Frage der geistigen Ehrlichkeit und Ausdauer, ob es gelingt, nach jedem solchen Theilerfolg die Linie immer wieder auf das im Unendlichen harrende Ziel richtig einzustellen. Geschieht Dies nicht, so kommt es im besten Fall zur Bildung einer neuen Gruppe sozialpolitischer Anreger und Besserer, die auf irgendeinem ausgefuchtem Feld Gutes leisten und Anderes Anderen überlassen. Einzelne Männer vom thätigen Geist haben sich ja in ihren Aufsätzen auf Sondergebiete beschränkt, die ihnen durch Studium oder lebendige Erfahrung vertraut sind; Anderen, meist den Jüngeren, blieb überlassen, die Welt mehr im Allgemeinen in die Schranken zu fordern. Die Verschiedenheit in Form und Werth der Aeußerungen läßt die Befürchtung wachsen, daß die einzelnen Glieder des neu errichteten Bundes auf ihren Wegen zum scheinbar gemeinsamen Ziel doch bedenklich weit von einander abkommen könnten. Die Einen etwa in sachliche Vertiefung, die Anderen in politische Agitation, die Dritten in einen literarischen Betrieb, noch Andere in das Halbdunkel zwischen Philosophie und Journalistik oder gar in ein häßlich unfruchtbares Pamphletiren.

Das darf Keinen hindern, mitzuthun. Wer Muth und Lust verspürt, die Probe auf seine inneren Kräfte zu machen, hat hier, wenn er nur sonst mit Ziel und Richtung übereinstimmt, ehrenvolle Gelegenheit. Er wird im ärgsten Fall in guter Gesellschaft scheitern. Und wird in jedem Fall dem Anreger der Bewegung, dem geistreichen Kurt Hiller, nützliche Reizung und Einschaltung des Willens zu danken haben.

W i l l i H a n d l.

OESTERHELD & CO · VERLAG
 · BERLIN W 15 ·



MAX PALLEMBERG
 NEUNFARBIGE STEINZEICHNUNGEN VON
CHARLOTTE BEREND

Die vom Spiel Pallenbergs inspirierten und teilweise direkt während des Spiels geschaffenen Zeichnungen, in denen echtes Theater temperament die Lebendigkeit des künstlerischen Porträts erhöht, sind als Ausdruck einer außerordentlich starken bildnerischen Begabung ebenso bedeutend wie als Reproduktion eines schauspielerischen Erlebnisses. Dieses Erlebnis dem Theater- und Kunstfreund festzuhalten, ist Sinn und Zweck der Berendschen Lithographien, die Pallenberg in 9 seiner bekanntesten Rollen darstellen. Man darf sie also zu den interessantesten Darstellungen schauspielerischer Kunst rechnen; sie werden den vielen Freunden der beiden Künstler einen nicht alltäglichen Genuß verschaffen.

EINMALIGE AUFLAGE IN 400 EXEMPLAREN:
 LIEBHABER-AUSGABE AUF HOLLÄNDISCH
 BÜTTEN (39 × 52 cm) M. 30.—, LUXUS-AUSGABE
 AUF JAPAN, VON BEIDEN KÜNSTLERN SIG-
 NIERT (49 × 52 cm) M. 100.—, NACH DEM 15. JANUAR
 PREISERHÖHUNG AUF M. 40.— BZW. M. 150.—

*Zu beziehen durch alle Buch- und Kunst-
 handlungen oder direkt durch den Verlag*

Kunst, Humor und Satire

vereint jede Nummer der

Münchner „Jugend“

in der glücklichsten Form. Die Kunst ist vertreten durch farbige Wiedergaben der Werke erster Meister, Humor durch ausgezeichnete Beiträge bekannter Schriftsteller, und ernst oder satirisch, je nach der Lage, werden die Vorgänge auf dem Welttheater behandelt. Diese Eigenart verschaffte der „Jugend“ die große Verbreitung und dehnt ihren Verehrerkreis noch täglich aus.

Vierteljahrespreis (13 Nummern)	M. 4.60
Einzelne Nummer	„ -45
Probepbände (5 ältere Nummern in eleg. Umschlag)	„ -50

In allen Buch- und Zeitschriftenhandlungen zu haben. Probenummern kostenfrei durch den Unterzeichneten.

München, Lessingstraße 1.

Verlag der „Jugend“

Soeben erschien neu in 50. Auflagen:

Hygiene der Ehe

Ärztlicher Führer für Braut- und Eheleute von Frauenarzt Dr. med. Zikel, Berlin
 Aus dem Inhalt: Ueber die Frauen-Organe. Körperliche Ehtauglichkeit und Untauglichkeit. Gebärfähigkeit und Stillfähigkeit. Frauen, die nicht heiraten sollten! etc. — Erhaltungsmittel und Ausschweifungen vor der Ehe. Eheliche Pflichten. Keuschheit oder Polygamie? Hindernisse der Liebe etc. — Krankheiten in der Ehe. Rückstände früherer Geschlechtskrankheiten. Vorbeugung und Ansteckungsschutz etc. Körperliche Leiden der Ehefrau. Entstehung und Heilung der weiblichen Gefühlskälte. Folgen der Kinderlosigkeit. Gefahren späten Heiratens für die Frau. — Neurasthenie und Ehe. Hysterische Anfälle. Hygiene des Nervensystems bei Mann und Frau etc. — Bezug geg. Eisenbg. v. Mk. 2.— (auch in Briefmark.) oder Nachs. durch den **Medizin. Verlag Dr. Schweizer & Co., Abt. 62, Berlin NW 87, Repkowitzplatz 5.**

Wagners
Saar-Riesling
 Saar-Schaumwein

*Vornehmste deutsche
 Schaumwein Spezialität.*

Einzig in seiner Art.

*Aus naturreinen Qualitäts-
 weinen der Saar hergestellt:
 Leicht, raffig, blumig und außerordentlich
 bekömmlich.*

Centralverkaufsstelle: Berlin W 30.

Zum ersten Mal veröffentlicht

Soeben erschien:

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau

Zwei Bände
 Geheftet M. 15.— In Halbleder M. 20.—

Diese Gabe ist die kostbarste, die uns seit langer Zeit aus dem Lebenskreise Goethes zuteil geworden ist.

Prof. Witkowski im „Literarischen Echo“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Nachnahme vom Verlag Rütten & Loening / Frankfurt a. M.

Bilanz-Konto.

Aktiva.		M.	pf
An Grundstücken und Gebäuden		13 854 857	—
„ Maschinen-, Kühl- und pneumatischen Mälzerei-Anlagen		1 238 082	—
„ Elektrischen Anlagen		150 893	—
„ Mobilien und Utensilien		97 359	—
„ Pastagen		683 314	—
„ Pferde		100	—
„ Wagen und Geschirre		55 329	—
„ Eisenbahn-Waggons		96 515	—
„ Dampfer		3 802	—
„ Niederlagen und Ausschank		470 638	86
„ Restaurations-Inventar und Utensilien und Beteiligungen		127 788	—
„ Flaschenbier-Utensilien		30 000	—
„ Vorräte		902 396	51
„ Debitoren		222 134	90
„ Darlehen		689 591	40
„ Kasse inkl. Reichsbank- und Postscheckguthaben		307 615	81
„ Bankguthaben		2 604 094	—
„ Wechsel		5 310	—
„ Avale	207 350,—		
„ Effekten		4 171 625	—
„ Hypotheken		159 010	—
„ Vorausbezahlte Mieten		72 916	67
„ Vorausbezahlte Versicherungs-Prämien		53 794	51
		26 166 101	76

Passiva.		M.	pf
Per Aktienkapital		7 200 000	—
• Partial-Obligationen aus 1894 Serie I		224 000	—
• Partial-Obligationen aus 1897 Serie II		341 500	—
• Partial-Obligationen aus 1911 Serie III		2 200 000	—
• Hypotheken-Konto I		2 100 000	—
• Hypotheken-Konto II		310 000	—
• Reservefonds		1 875 403	22
• Spezial-Reservefonds		100 000	—
• Dividende, unerhoben		3 132	—
• Partial-Obligations-Zinsen		43 990	—
• Partial-Obligations-Prämien		3 685	—
• Kautionen		743 180	64
• Depositen		5 811 412	14
• Kreditoren		702 570	21
• Brausteuer-Konto		587 902	—
• Avale	207 350,—		
• Delkreder		125 000	—
• Friedr.-Goldschmidt-Stiftung		137 439	—
• Arbeiter-Unterstützungs-Fonds		295 510	—
• Arbeiter-Witwen- und Waisen-Fonds		246 308	—
• Moritz-Potocky-Nelken-Stiftung		18 537	—
• Kriegs-Reserve		600 000	—
• Reingewinn		1 979 741	43
		26 166 101	76

Berlin, den 30. September 1916.

Die auf 14 % für das am 30. September a. cr. abgeschlossene Geschäftsjahr 1915/16 festgesetzte Dividende wird von heute ab gegen Einlieferung des Dividendenscheines und eines Nummernverzeichnisses gezahlt

mit M. 42,— pro Aktie von M. 300,—

„ „ 165,— „ „ „ 1200,—

an der Kasse der Commerz- und Disconto-Bank, hier und in Hamburg,

„ „ „ Nationalbank für Deutschland, hier,

„ „ „ von Marcus Nelken & Sohn, hier und in Breslau,

„ unserer Zentral-Kasse.

Berlin, den 22. Dezember 1916.

Actien-Brauerei-Gesellschaft Friedrichshöhe
vormals
Patzenhofer

Jogal

Herzlich empfohlen gegen:

Gicht
Rheuma
Ischias

Herenschuß
Nerven- und
Kopfschmerzen

Hunderte von Anerkennungen. Jogal-Tabletten sind in allen Apotheken erhältlich. Preis Mk. 1,40 und Mk. 3,50.

Fürstenhof Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Werbet Mitglieder für den Deutschen Krieger-Hilfsbund, Berlin, Kochstraße 6/7

Staatlich genehmigt für die Regelung der Kriegswahlfahrts-pflege, der den heimkehrenden Kriegern zur Rückkehr in das Erwerbsleben behilflich ist; trägt alle nach besten Kräften zur Erfüllung unserer nationalen Aufgabe bei.

Jährlicher Mindestbeitrag Mk. 5,00. Drucksachen auf Wunsch zur Verfügung.

**Not betr.
Steuer
Stempel
Zoll
beseitigt**

Steuer-Treuhand-Gesellschaft m. b. H.

Gegründet 1910.

Potsdamer Str. 41. **Berlin W9.** Fernspr. Ldn. 7273.

Von ca. 20 Millionen M. Einkommen über 1 Million M. Steuerermäßigungen für unsere Auftraggeber erzielt.

Fordern Sie Besuch oder kostenlose Zusendung von Prospekten.

Befellungen
auf die

Einbandede

zum 97. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1-15. 1. Quartal des XXV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1,75 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

SANATORIEN

bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT
Gefegenheit zu wirksamer
Propaganda.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Salamander

Die deutsche Weltmarke



A. BATSCHARI

Cigaretten

Fürsten-Klasse 

Imperator 25, Kaiser 15, S. M. 20, Prinz Fr. C. Kobenlohe 10, Fürst Fürstberg 15, Princess M. Kobenlohe 10, Princess Charlotte 8, Princess Victoria Louise 6



Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz,
Druck von Vogt & Seibel G. m. b. H., Berlin W. 57, Salowstr. 66.